



LOU BECKER



Rosen
um
halb fünf

ROMAN



KNAUR*



Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Juli 2018

Knaur Taschenbuch

© 2018 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: FinePic/shutterstock

Illustrationen im Innenteil: Yulia Sribna/Shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52064-2

2 4 5 3 1



*Ich freue mich, wenn es regnet,
denn wenn ich mich nicht freue,
regnet es trotzdem.*

Karl Valentin (1882–1948)

*Die kleinen Freuden aufpicken, bis das große Glück kommt.
Und wenn es nicht kommt, dann hat man wenigstens
die »kleinen Glücke« gehabt.*

Theodor Fontane (1819–1898)



Alles begann mit einem gigantischen Blumenstrauß. Geliefert wurde er Montagnachmittag um halb fünf.

Der unpassendste Moment für eine solche Überraschung, den man sich denken kann. Gerade befand ich mich in einer äußerst diffizilen Lage, genauer gesagt mitten im Halasana, der dritten Asana der zwölf Grundstellungen des Yoga, gemeinhin auch bekannt als »der Pflug«.

Zwar bin ich keine leidenschaftliche Yogaaanhängerin, aber diese Position, bei der man auf dem Rücken liegend die Beine kerzengerade über den Kopf nach hinten schwingt, um mit den Zehenspitzen den Boden zu berühren, praktiziere ich nach meiner täglichen Walkingrunde mit Leidenschaft. Nicht nur, weil damit Rücken und Halswirbelsäule wunderbar gedehnt werden. In dieser verquerten Perspektive stellt sich auch die innere Ruhe quasi wie von selbst ein. Kein Wunder, weil man da gar nicht anders kann, als einfach einmal tief durchzuatmen und die Klappe zu halten. Falls die Ruhe wider Erwarten ausbleibt (was gelegentlich leider vorkommt), erfüllt es mich zumindest mit Stolz, wie biegsam mein inzwischen neunundvierzigjähriger Körper allen überflüssigen Pölsterchen um die Hüften zum Trotz immer noch ist.

An diesem Montag Mitte Juli hatte es bis in den frühen Nachmittag hinein geregnet. Deshalb war ich spät dran, sowohl mit

dem Walken als auch mit dem Pflug und der damit verbundenen inneren Ruhe. Als es klingelte, wunderte ich mich. Der Paketbote war wohl ebenfalls spät dran. Sonst pflegte er bereits am späten Vormittag in meiner Wohnung die Paketaufbewahrungsstelle für die gesamte Nachbarschaft einzurichten.

Ausgerechnet in dem Moment also, in dem ich mitten im Wohnzimmer in einer sehr ungünstigen Position auf dem Boden lag, musste er klingeln. Yogatechnisch war ich meiner inneren Ruhe gerade sehr dicht auf den Fersen. Nach dem Klingeln war es damit auf einen Schlag vorbei. In der gekrümmten Haltung gelang es mir gerade noch, ein erbärmliches »Leon!« zu keuchen und zu hoffen, mein fast achtzehnjähriger Sohn würde trotz des wummernden Basses zwei Zimmer weiter mein klägliches Flehen hören. Ebenso flehte ich, er würde die Gnade besitzen, das als Aufforderung zu verstehen, um zur Wohnungstür zu schlurfen und selbige zu öffnen. Derweil schwang ich die Beine wieder nach vorn, spürte das Blut ins Gesicht schießen und versuchte tapfer, schnellstmöglich einigermaßen unfallfrei zurück auf die Füße zu gelangen.

Glück gehabt. Oder vielmehr: Ein Wunder war geschehen! Leon hatte in der Zwischenzeit tatsächlich die Tür geöffnet. Wahrscheinlich weniger auf meine Bitte hin als in banger Erwartung eines Päckchens von dem von mir ob der sklavenhaltermäßigen Arbeitgebermentalität zutiefst verachteten amerikanischen Versandmultis mit dem großen A. Oder hatte etwa seine neue Flamme vor wenigen Sekunden via WhatsApp ihren Besuch avisiert? Der Gedanke verjagte den allerletzten Rest innerer Yogaruhe aus meinem Leib. Hastig strich ich mir das verschwitzte Haar glatt, zerrte das eher breiter als länger gewordene T-Shirt über die verräterischen Hüftpolster, zupfte die ausgewaschene Jogginghose zurecht und eilte ebenfalls in den Flur. Einen flüchtigen Blick auf die Angebetete wollte ich zumindest erhaschen.

Zu spät! Mit einem überdimensionalen Blumenstrauß, der in ein noch überdimensionaleres, fröhlich bunt gestreiftes Sommerfeelingpapier eingewickelt war, wankte mein Sohn bereits auf mich zu, die Wohnungstür sehr zur Freude der Nachbarn mit einem lässigen Fußtritt nach hinten überlaut schließend. Eine erschreckend lange Weile zitterte das verzogene hölzerne Türblatt noch in den Angeln.

Da hatte ich wohl völlig falschgelegt. Weder der Paketbote noch die neue Flamme meines Sohnes dürfte das duftende Ungetüm an der Tür abgegeben haben.

»Hast du etwa einen heimlichen Verehrer?«, fragte Leon in einem ähnlich ungläubigen Ton, als wollte er von mir wissen, wann ich den Nobelpreis für Physik in Empfang nehmen würde.

»Wieso?«, gab ich verduzt zurück und nahm überflüssigerweise die Gesichtsfarbe einer sonnenreifen Tomate an. Man stelle sich vor: Eine gestandene Frau in der Blüte ihres Lebens, die bei der erstbesten dummen Bemerkung ihres kaum der größten Pickelinvasion entwachsenen Sohnes verlegen wird wie ein törichter Backfisch – am liebsten hätte ich mir dafür selbst einen Tritt in den Hintern verpasst! Das aber überstieg eindeutig meine kargen Yogafähigkeiten.

»Gib her!«, steigerte ich mich leider weiter in meine erschreckend unsouveräne Haltung und entriss ihm das offensichtlich sündhaft teure Floristengebilde. Mit zittrigen Fingern suchte ich ungeduldig im knisternden Papier nach einer Grußkarte. Außer den beiden unvermeidlichen Blumenfrisch-Beuteln mit der Anschrift von Rainers Blumenladen zwei Straßen weiter, der dank seiner gehobenen Preise locker als Blumenapotheke firmieren konnte, fand ich zu meiner Enttäuschung allerdings nichts.

So geschickt wie möglich balancierte ich den kaum mit einer Hand um die Stängel zu umschließenden Strauß in die Küche und wickelte ihn an der Spüle aus dem Papier. Als ich die Pracht

in einer einfallslosen IKEA-Vasen drapierte – etwas anderes besaß ich leider nicht –, kam ein kleines, farblich exakt auf die roten und rotlila Rosen, weißen Margeriten und den violetten Phlox abgestimmtes Kärtchen zum Vorschein. Neugierig klappte ich es auf und überflog die maschinengetippten Zeilen, die etwas von »glorreichen Tagen« verhiessen, die angeblich so schnell vorbei seien »wie das Augenzwinkern eines jungen Mädchens«.

Was sollte das bedeuten? Eine unverschämte Erinnerung, wie rasch ich alterte und eben nicht mehr zu den augenzwinkernden jungen Dingen gehörte? Oder doch eher eine liebevolle Erinnerung an bessere Zeiten? Aber von wem? Ich hasse Denksportaufgaben! Erst recht, wenn mir mein längst über den Kopf gewachsener Filius beim Lesen indiskret über die Schulter späht.

»Hab ich's doch gewusst!« Das Grinsen auf seinem noch bartlosen Gesicht wurde so breit, als wollte er Frosch Kermit in der Muppet Show ablösen. »Du hast einen heimlichen Verehrer. Wer das wohl ist? Lass uns mal überlegen.«

Die unendlich langen Spargelarme vor der schmalen Brust verschränkt, den kleinen Mund zu einem süffisanten Grinsen verformt, lehnte er sich gegen den Küchentresen. Seine grünbraunen Augen musterten mich von oben bis unten, als stünde des Rätsels Lösung irgendwo auf meinem vom Schwitzen und von der sportlichen Anstrengung deutlich gezeichneten Leib.

»Du überlegst hier gar nichts! Stante pede verschwindest du in deine müffelnde Jungshöhle. Fang endlich an, deine Packliste für Florida zusammenzustellen. Abflug ist schon Ende nächster Woche.«

Energisch schob ich ihn aus der geräumigen Altbauküche. Innerlich ärgerte ich mich grün und blau. Grün, weil ich es wieder einmal nicht geschafft hatte, Leons provozierendes Geplänkel so abgeklärt zu parieren, wie es für eine fast fünfzigjährige, mitten im Leben stehende Frau, die ich jetzt unweigerlich war, angemess-

sen wäre. Und blau, weil ich ähnlich wie der vor Gier sabbernde Hund beim Pawlow'schen Versuch sofort auf das Reizwort »Verehrer« reagiert hatte. In Kombination mit dem Adjektiv »heimlich« und dem luxuriösen Blumengebinde weckte das gefährliche Fantasien, die für meinen derzeit äußerst sensiblen Gemütszustand in höchstem Maße kontraproduktiv waren. Lebensabschnittsbedingte Hormon- und Gewichtsschwankungen machten mir zu schaffen, ganz abgesehen von den typischen Ängsten, jetzt, da in Kürze beide Kinder aus dem Haus waren und ich als vor zwei Jahren glücklich Geschiedene ganz allein auf mich gestellt zurückblieb. Privat wie auch beruflich stand ich vor völlig neuen Herausforderungen. Allein die Vorstellung von Männern vom Format eines Robert Downey jr. oder Jude Law, die geheimnisvoll lächelnd um mich herumscharwenzelten, brachten mich da nur noch mehr durcheinander.

Dabei war allein schon die Auswahl der infrage kommenden »Verehrer« entlarvend: Ob der stattlichen Ansammlung reichlich angegrauter Schläfen in der Runde meiner Traumänner würde meine Tochter Mona nur mitleidig mit ihren wundervollen, großen braunen Rehaugen rollen. Schauspieler aus der Generation von George Clooneys *Ocean's Eleven* sortierte sie kurz vor dem Luxus-Promi-Altenheim in Palm Beach ein. Mit gerade einmal zwanzig darf man das natürlich. Selbst Elyas M'Barek ist einem da schon fast so weit entrückt wie uns im selben Alter Johannes Heesters. Bei Mona standen stattdessen Filmsternchen ganz oben auf der Liste, die aus meiner Sicht eben erst dem Tigerentenclub entwachsen waren.

Energisch knüllte ich das Blumenpapier zusammen und stopfte es mitsamt der Grußkarte in den Papiermüll. Wenn ich eins in den letzten Jahrzehnten gelernt hatte, dann war es das: Es lohnte sich nicht, zu viel Energie in kühne Wunschträume zu investieren, die schneller zerplatzen als die Kaugummiblase auf den Lip-

pen eines Fünfjährigen. Welcher Schnösel schickte seiner Angebeteten schon computergetippte Nachrichten? Noch dazu solche, die hart am Rande des Missverständnisses balancierten wie diese? Das war in etwa so romantisch, wie Männer in Feinrippunterhosen und weißen Tennissocken Sexappeal besaßen.

Davon abgesehen kannte ich inzwischen mein Glück in Sachen Liebe. Und leider auch meine aktuelle Wirkung auf Männer, wie ich beim flüchtigen Blick in das spiegelnde Glas der offen stehenden Balkontür feststellte. Zwar ganz normal für Frauen meines Alters, die sich zweifelsohne in der Lebensphase befinden, in der der Östrogengürtel um die Hüften umgekehrt proportional zum Abnehmen des Selbstvertrauens zunimmt. Eine Liebesaffäre war da in etwa so wahrscheinlich wie ein Freiflugticket zum Mond.

Aber was hieß in dem Zusammenhang überhaupt »aktuelle Wirkung auf Männer«? Besser, ich sah der ungeschminkten Wahrheit tapfer ins Gesicht. Weitaus zutreffender war wohl das Adjektiv *permanent*. Seit der Trennung von Detlef vor fast drei Jahren kam ich auf lediglich eine lächerliche Verlegenheitssexbeziehung, ausgerechnet mit meinem Nachbarn Dirk aus der Wohnung obendrüber. Statt mich also wahnwitzigen Illusionen von George Clooney im München-Format hinzugeben, die mir rührend unbeholfene, anonyme Liebesschwüre schickten, sollte ich mich besser den Fakten stellen: Weder in naher noch in ferner Zukunft würde mir ein geheimnisumwobener Verehrer Blumen schicken. Ab dem Auftauchen der ersten Altersflecken auf Wangen und Dekolleté erhält eine Frau in meiner Lebenssituation in der Preislage dieses Blumentraums höchstens noch den berühmten letzten Gruß fürs Grab.

Um größeren Enttäuschungen von vorneherein aus dem Weg zu gehen, sollte ich mir also schleunigst eingestehen, dass niemand aus meinem engeren oder weiteren männlichen Freundes-

und Familienkreis a) so viel Charme und b) so viel Originalität, geschweige denn c) so viel Großzügigkeit besaß, um mir eine derartige Überraschung zu bereiten. Getreu dem alten PR-Beratermotto »tue Gutes und rede darüber« würde mein Ex-Gatte Detlef entweder »versehentlich« die Rechnung im Strauß vergessen, damit ich in jedem Fall mitbekäme, wie viel ich ihm derzeit wert war, oder keine zwei Minuten nach Abschicken des Boten anrufen, um sich zu vergewissern, ob die Blumen tatsächlich eingetroffen waren und ich auf Anhieb erkannt hatte, von wem sie kamen.

Meine völlig unverbindliche »Ich bin genauso einsam und nach Zärtlichkeit verlangend wie du«-Verlegenheitsbeziehung Dirk aus dem Stockwerk über mir hielt aus rein ökologischen Gründen überzüchtete Schnittblumen, insbesondere im Sommer, der dieses Jahr allerdings nur im Kalender stattfand, für absolut unpassend. Blumen gehörten seiner Ansicht nach in die freie Natur, um dort jedermann zu erfreuen, und nicht zu Hause in die Vase, um nur von einem Egoisten bewundert zu werden. Angesichts des zwanglosen Charakters unseres Verhältnisses wären sie in seinen Augen als Liebesgabe obendrein überflüssig.

Mein Vater Konrad verschickte Blumen nur zu besonderen Anlässen, einen so dicken Strauß also höchstens zum fünfzigsten Geburtstag, der bei mir erst im nächsten Frühjahr anstand, oder eben zur Beerdigung.

Und der bescheidene Rest Männer aus meinem derzeitigen Umfeld, also Markus, Rainer, Michael, Alexander und wie sie sonst alle hießen, waren entweder verheiratet oder in festen Händen. Oder schwul oder aus anderen Gründen nicht an mir interessiert, weil wir seit Jahren beste Kumpel und nicht mehr waren. Oder sie brachten mindestens so viele Kilos auf die Waage wie Dirk Bach in besten Comedy-Zeiten, was ich nicht sonderlich attraktiv fand. Inständig hoffte ich, aus diesem Kreis mei-

ner männlichen Bekannten würde niemand so viel Einfallsreichtum besitzen und mich mit einem solchen Geschenk in die Verlegenheit bringen, mich dafür bei ihm auch noch überschwänglich bedanken zu müssen. Ich konnte also davon ausgehen, dass innerhalb der nächsten beiden Stunden der Bote von Neuem klingeln und den Strauß zurückverlangen würde, weil es sich um eine simple Verwechslung handelte.

Verdrossen stapfte ich ins benachbarte Bad, bei dem es sich, wie in Altbauten üblich, um einen langen, schmalen Schlauch mit winzigem Fenster in den überschaubaren Hinterhof handelte. Der große Vorteil: Sich darin zu bewegen erforderte automatisch eine regelmäßige Überprüfung der körperlichen Gewandtheit, weil man sich geschickt zwischen dem Korb für die Schmutzwäsche, der Waschmaschine, dem Klo und dem Waschbecken bis zum hinteren Ende des gefühlt endlosen, in Wahrheit knapp fünf Meter langen Raums durchschlängeln musste, um die Badewanne zu erreichen. Zugleich diente die Wanne auch als Dusche, was ein weiteres behändes Klettern über den fast Oberschenkelhohen Rand nötig machte.

Ich pfefferte Jogginghose und T-Shirt zur bis in alle Ewigkeit in meterhohen Bergketten vor sich hin dümpelnden Schmutzwäsche. Zugleich sann ich darüber nach, wann und vor allem warum ich mir meine frühere Gewohnheit versagt hatte, mich erst einmal über die schönen Dinge des Lebens zu freuen, statt sie gleich komplett infrage zu stellen. Eigentlich war ich doch *die* Verfechterin der »Nicht lange grübeln, sondern einfach schon mal so tun als ob, dann wird auch alles gut«-Philosophie!

Vor einigen Jahren noch hätte ich mir bei ähnlichen Erlebnissen wie dem anonymen Überraschungsblumengruß in jedem Fall gegönnt, mich für den Rest des Tages über die Blumen zu freuen, statt enttäuscht darauf zu warten, bis sich ihr Auftauchen als bedauerliches Missverständnis entpuppte. Sich zu freuen war im-

mer erlaubt und kostete nichts. Hinterher konnte einem zwar der Blumenstrauß genommen werden, die Freude daran aber hatte man trotzdem gehabt – und neue Grübelfalten auf der Stirn vermieden.

Abgelegt ist nicht gänzlich verloren. Mindestens die nächsten zwei Stunden würde ich einfach mal so tun, als ob der ominöse Blumenkavalier tatsächlich um mich werben und mir mit den Blumen eine charmante Überraschung bereiten wollte. Was nach Aufklären des Missverständnisses geschah, konnte ich mir dann immer noch überlegen.

Während ich meinen inzwischen vor allem in der theoretischen Leibesmitte unvorteilhaft aus der Form quellenden Körper mit Lavendelduschcreme einseifte, rief ich mir den süßlichen Duft der Rosen in Erinnerung. Wie von selbst stieg in mir das Bild eines Kavaliere der alten Schule auf – mindestens vom Format eines Sean Connery, der seit Jahren heimlich davon träumte, mein Herz mit dem üppigen Strauß ganz *old-fashioned* mit Rosenromantik zu erobern.

Bei dem Gedanken begann ich leise vor mich hin zu summen, bis ich in Vorfreude auf die dank der bunten Blumen fröhlicher aussehende Wohnung bald munter unter dem Wasserstrahl herumzutanzten begann. Erst wenige Tage zuvor, auf Leons Abiball, war ich ähnlich vergnügt ganz im Rhythmus der Musik aufgegangen. Weit nach Mitternacht, als die Kids in irgendeinen Klub in der Stadt verschwunden waren, hatte der DJ uns Eltern zuliebe Hits aus den Achtzigern aufgelegt. Bis zur ersten Morgendämmerung hatte ich mir mit einigen wenigen anderen Standhaften die Seele aus dem Leib getanzt und mit dem Vater einer Mitschülerin meines Sohnes in Erinnerungen an die eigene Jugend geschwelgt. Nun trällerte ich versonnen von Neuem einige der Songs vor mich hin und tanzte und träumte, bis ich mir hinsichtlich meines anonymen Blumenkavaliere sicher war: Nur ein ähnlich ent-

schlossener Charakter wie James-Bond-Darsteller Daniel Craig hatte den Mumm, im Vertrauen auf seinen Sieg sein Anliegen derart mysteriös in eine verschlüsselte Botschaft zu verpacken.

Als ich mich wenig später abtrocknete und verschwenderisch mit der sündhaft teuren Bodylotion eincremte, die mir meine Freundin Ute zu Weihnachten geschenkt hatte, schmetterte ich in voller Lautstärke Max Giesingers »80 Millionen« vor mich hin. Längst war ich davon überzeugt, der Traummann hinter den Blumen war eine gelungene Mischung aus den attraktivsten, klügsten und charmantesten Männern dieser Welt, und sah jetzt, da mein Sohn kurz vor dem Abflug und ich damit vor einer neuen Singlephase in meinem Leben stand, endlich seine Chance gekommen, mir fortan mein Dasein zu verschönern. Warum auch nicht? Beim Träumen war alles erlaubt. Und außerdem war es immer besser, einfach mal so zu tun als ob, als gar keine Träume mehr zu haben.

Zur Feier des Tages stellte ich mich freiwillig in die Küche und zauberte meinem demnächst für ein halbes Jahr über den großen Teich entwindenden Sohn sein Lieblingsessen: Paprikageschnetzeltes. Für jemanden wie mich, der sogar freiwillig das Bügeln einer Wochenladung Businesshemden dem Kochen vorzog, eine beachtliche Leistung, insbesondere, wenn sie statt wie sonst in Todesverachtung in bester Laune vollbracht wurde.

Leon wusste meine Heldentat sofort zu schätzen, wie sein vorsichtig hinter der Tür auftauchender Lockenschopf verriet. »Mama, du bist echt spitze!«

Glückstrahlend legte er mir den Arm um die Schultern und erlaubte mir einen flüchtigen Kuss auf seine zart beflaumte Wange. Mir wurde ganz blümerant. Für einen solchen Moment unverhofften Mutterglücks würde ich sofort ein Gelübde ablegen, künftig jeden Tag – nein, man musste es ja nicht gleich übertreiben –, also zweimal in der Woche Geschnetzeltes zu kredenzen.

Noch während ich mit mir haderte, ob diese Zusage angesichts von Leons weitaus größerem Opfer, meine Zärtlichkeit erdulden zu müssen, nicht doch ein wenig knauserig war und was es für die Intensität meiner Mutterliebe tatsächlich bedeutete, dass ich mich nicht imstande fühlte, ein ähnlich großes Opfer für einen Kuss auf seine Wange zu erbringen, riss uns Sturmklingeln an der Wohnungstür aus der trauten Zweisamkeit.



Das Klingeln konnte nur eins bedeuten: Der Bote kehrte zurück, um den irrtümlich zugestellten Blumengruß wieder abzuholen. Ich warf dem feudalen Strauß, der inzwischen mitten auf dem Esstisch thronte, einen wehmütigen Blick zu.

Ach, was soll's!, rief ich mich im nächsten Moment selbst zur Ordnung. Eigentlich konnte ich ihm das Gebinde bester Laune überreichen. Seine Aufgabe war erfüllt. Es hatte mir zwei, drei fröhliche Stunden gute Stimmung und sogar noch ein annähernd festliches Abendessen mit meinem halbwüchsigen Sohn beschert, bevor er demnächst als Mickymaus verkleidet durch Disneyworld Florida hüpfen würde.

Anders als seine Schwester Mona, die Detlefs schlechtes Gewissen kurz nach der Scheidung vor zwei Jahren eiskalt ausgenutzt hatte, um ihm zwischen Abitur und Studienbeginn im österreichischen Graz eine dreimonatige Weltreise aus den Rippen zu leiern, hatte Leon sich mir gegenüber bislang loyal gezeigt und selbst die verlockendsten Angebote seines Vaters abgelehnt. Der sechsmonatige Aufbruch nach Orlando war seine Art, mir behutsam, aber zielstrebig zu verstehen zu geben, dass auch für ihn unweigerlich die Zeit der Nestflucht gekommen war. Weil er erst in einigen Wochen volljährig wurde, hatte er sich dazu extra eine Sondergenehmigung besorgt, was mir eindrucksvoll bewies, wie ernst er es mit der Abnabelung von mir tatsächlich meinte. Das

Abendessen mit ihm sollte ich also in vollen Zügen auskosten, ob mit oder ohne duftenden Blumenstrauß.

Schon wollte ich die Blumen packen, da hörte ich, wie Leon draußen im Flur meine Busenfreundin Ute begrüßte, und beobachtete durch die halb offen stehende Tür, wie er ihr gentlemanlike den tropfenden Regenschirm abnahm.

So sehr ich Utes spontane Besuche sonst schätzte, kam sie mir an diesem Montagabend äußerst ungelegen, nicht nur der nassen Stöckelschuhe wegen, die beim Hereinstolzieren ins Wohnzimmer auf dem feinen Stäbchenparkett hässliche Spuren hinterließen.

»Oh, ihr seid beim Essen«, stellte sie überflüssigerweise fest, als hätte sie um diese Uhrzeit mitten in der Woche bei uns eher mit einer Tanzparty gerechnet.

Zugegeben, es herrschte eine eher weniger fürs Familienessen von Mutter und Sohn übliche Atmosphäre. Gegen die düstere Gewitterstimmung vor dem Fenster hatte Leon eine Kerze auf dem Tisch angezündet. Außerdem hatte er das gute Villeroy & Boch-Geschirr, das Familiensilber meiner Großmutter Gerda sowie weiße Stoffservietten gedeckt. Für die Hintergrundmusik sorgte Zaz. Die CD pflegten wir früher beim sonntäglichen Familienabendessen in Erinnerung unzähliger gemeinsamer Frankreichurlaube zu hören.

»Magst du auch was essen? Mama hat gekocht.«

Im Gegensatz zu mir schien Leon über Utes Auftauchen erstaunlich froh. Das Alleinsein mit mir war ihm wohl doch einen Tick unheimlich. So kurz vor seiner Abreise befürchtete er nicht ganz zu Unrecht einen Schwall mütterlicher Ermahnungen für sein Verhalten jenseits von zu Hause und eine nicht minder umfangreiche Masse wehmütiger Erinnerungen an seine wie im Flug vergangene Kindheit.

»Gibt's was zu feiern?«, fragte Ute mit einem Blick auf den liebevoll gedeckten Tisch und den opulenten Blumenstrauß.

»Stell dir vor, Mama hat einen heimlichen Verehrer«, blökte mein wohl trotz kurz bevorstehender Nestflucht noch überraschend kindlicher Sohn triumphierend.

»Von wem sind die?« Ute wies auf die Blumen. Ihre Stimme klang mehr vorwurfsvoll als neugierig. Ebenso wie Leon traute sie mir wohl eher den Gewinn eines Lotto-Jackpots denn die ehrlich gemeinte Bewunderung eines männlichen Wesens zu.

Der Feigling von Sohn verschwand in der Küche, um Teller und Besteck für unseren Besuch zu holen, woraufhin Ute sich Vertrauen heischend bei mir einhakte und in beschwörendem Ton nachsetzte: »Raus mit der Sprache, solange Leon in der Küche ist. Bei der Asche meines Meerschweinchens schwöre ich hoch und heilig, ihm kein Sterbenswort von deinem Geheimnis zu verraten.« Theatralisch hob sie die rechte Hand zum Indianerschwur.

»Lass die unhaltbaren Versprechungen. Es gibt nichts zu verraten. Ich habe leider auch nicht den blassesten Schimmer, wer mir die Blumen geschickt hat.«

»Also eine Verwechslung«, schloss die beste aller Freundinnen im Umkreis von fünf Metern messerscharf und näherte sich dem stark duftenden, im flackernden Licht der Kerze noch schöneren Strauß, um ihre etwas zu groß geratene Adlernase zwischen Rosen, Phlox und Margeriten zu vergraben. »Oder plant Detlef seine reuevolle Rückkehr?«

»Leider habe ich für ihn kein Bett mehr frei«, lachte ich.

»Papa ist mit Jutta und der Kleinen an der Ostsee«, verkündete Leon bei seiner Rückkehr ins Wohnzimmer, was bewies, dass er unsere letzten Bemerkungen gehört hatte. »Das letzte Mal außerhalb der Schulferien.«

Jutta war der zehn Jahre jüngere Grund für Detlefs zweiten Frühling nebst überstürztem Abschied aus unserer Ehe vor knapp drei Jahren, die Kleine war deren unbestreitbar entzückende, mittlerweile fünfjährige Tochter Julia. Da sie die Frucht einer

längst bereuten Urlaubsbekanntschaft Juttas mit einem gänzlich in der Versenkung verschwundenen Dänen und demzufolge bis zu Detlefs Auftauchen ohne männlichen Beistand aufgewachsen war, versuchte er sich bewundernswert selbstlos darin, dieses nicht von ihm verschuldete Malheur durch vorbildliches Ersatzvatersein wettzumachen. Der vierwöchige Sommerurlaub auf Rügen gehörte selbstverständlich dazu. Angesichts der Tatsache, dass er sich zu unseren Familienzeiten höchstens acht Tage am Stück hatte freischaufeln können oder vielmehr wollen, sehr beachtlich. »Die Agentur!«, hatte er mir früher stets mit einem erbarmungswürdigen Seufzer erklärt, wenn ich ihn um längere gemeinsame Ferien gebeten hatte. »Du weißt, wie wichtig es ist, dass ich als Chef für meine Kunden immer zeitnah erreichbar bin.« In den letzten Jahren verlangten seine Kunden also offenkundig entweder weniger direkten Kontakt zu ihm, was ihm als Inhaber und Geschäftsführer der PR-Agentur mit dem neudeutschen Namen *talk about* zu denken geben sollte, oder sie gönnten ihm angesichts seines fortgeschrittenen Alters – immerhin war er jetzt schon stolze zweiundfünfzig – endlich eine längere Verschnaufpause. Aber auch das sollte ihn nachdenklich stimmen, bewies es doch, wie ersetzbar selbst ein umtriebiger Chef wie Detlef Süß im Geschäft geworden war.

»Habt ihr keinen Wein?«, wechselte Ute geschickt das konfliktbeladene Thema.

»Rot oder weiß?«, ging ich gern darauf ein und wollte nun meinerseits in die Küche verschwinden. Wieder erwies sich mein Sohn als schneller.

»Ich mixe euch zur Feier des Tages etwas ganz Besonderes«, flötete er quer über den Gang durch die offen stehende Tür zu uns herüber.

»Was ist los mit ihm? Mutiert er wegen des nahenden Abflugs aus Mamas Nest zum *charming boy*?« Ute grinste.

»Besser spät als nie«, erklärte ich augenzwinkernd. »Dabei war er immer schon ein Goldstück, zumindest mir gegenüber.«

»Hab ich je etwas anderes behauptet?«

Ute umarmte mich. Sie war eben doch die allerbeste Freundin des Universums und wusste genau, wann ich trotz anderslautender Signale besonderen Beistands bedurfte.

»Mach's dir nicht so schwer.« Tröstend strich sie mir über die Wange. »Eines Tages müssen die lieben Kleinen ausfliegen. Und Leon ist ja nicht aus der Welt, sondern nur für ein halbes Jahr außerhalb deiner direkten Einflussphäre. In Zeiten von WhatsApp und Skype ist Entfernung heutzutage letztlich nur eine Frage der funktionierenden Internetverbindung.«

Gegen meinen Willen meldeten meine Augen trotz des feinfühli- gen Beistands meiner Single-Freundin und Nicht-Mutter Ute rekordverdächtigen Hochwasseralarm. Verschämt wischte ich die Tränen weg, als Leon ins Wohnzimmer zurückkehrte. Auf einem Tablett balancierte er zwei dickbauchige, eisgekühlte Weingläser.

»Voilà, die Damen«, verkündete er stolz und reichte jeder von uns ein Glas des goldschimmernden Cocktails, in dem je eine Gurkenscheibe, eine Erdbeere, ein Blatt Minze und zwei Eiswürfel schwammen.

»Lillet vive, eine kleine Reminiszenz an den Sommer«, posau- nte er lächelnd, als er unsere fragenden Blicke registrierte. »Zum Wohle, die Damen! Ich lasse euch zwei Hübschen jetzt besser allein.«

Ehe wir protestieren konnten, schnappte er sich seinen Teller mit dem kalt gewordenen Geschnetzelten und verzog sich.

»Im Gegensatz zu älteren Geschlechtskollegen weiß er, wann er stört und wann nicht. Hoffentlich behält er das bei«, bemerkte Ute, bevor sie mir aufmunternd zugprostete.

Der Aperitif war perfekt, wie ich erstaunt feststellte. Woher hatte mein süßer, alkoholisch noch völlig unbedarfter Sohne-

mann das Rezept? Zu seinem größten Bedauern wurde er erst in einigen Wochen achtzehn und durfte in der Öffentlichkeit bislang höchstens mal ein Bier oder ein Radler bestellen. Ein Lillet vive hatte eindeutig mehr Prozente.

»Also noch mal zu den Blumen«, riss Ute mich aus meinen erziehungstechnischen Grübeleien. »Wenn bis Geschäftsschluss niemand gekommen ist, um sie wieder abzuholen, darfst du sie guten Gewissens behalten, auch wenn eine Verwechslung vorliegt.«

»Vielen Dank für deinen unschätzbaren juristischen Rat«, erwiderte ich und beschloss, die computergetippte Grußkarte unerwähnt zu lassen. In meinen Augen stellte sie inzwischen doch einen latenten Fingerzeig dafür dar, dass die Blumen sehr wohl für mich gedacht waren. In ihrem unbestechlichen Juristinnen-scharfsinn würde Ute sie jedoch ins Gegenteil verkehren und gnadenlos anmerken: »Ausgedruckt! Unpersönlicher geht's ja wohl kaum!«

»Das Essen wird kalt«, erinnerte ich und setzte mich an den Tisch.



Statt Leon saß mir nun also Ute gegenüber. Die ersten Bissen meines mir plötzlich sehr erbärmlich erscheinenden Paprikageschnetzelten, das aus Fertig-Knopfspätzle, einem kalorienlastigen Becher Sahne, zwei roten Paprikaschoten und trocken gewordenen Schweinefleischwürfeln bestand, verdrückten wir schweigend. Unauffällig betrachtete ich über den Tellerrand hinweg meine Freundin, die ich seit Grundschultagen kannte.

Sie musste direkt aus der Kanzlei hergefahren sein, wie neben den Stöckelschuhen auch ihr obligatorisches dunkelblaues Businesskostüm und die zerknitterte weiße Seidenbluse verrieten. Selbst das widerspenstige, nach wie vor beneidenswert echte schwarze Haar war noch im strengen Knoten auf dem Hinterkopf geknebelt. Normalerweise schlüpfte Ute in bequeme Jeans und Schlabber-T-Shirt, um den Mief der biederen Juristenklausur weit hinter sich zu lassen, bevor sie bei mir auf der Matte stand.

Als freiberufliche Kunsthistorikerin, die trotz Summa-cum-laude-Promotion ihr Geld hauptsächlich mit schnöden Ratgebertexten für Apothekenkundenzeitschriften und viel zu seltenen, obendrein schändlich schlecht bezahlten Fachartikeln für ein angesehenes Düsseldorfer Kunstmagazin verdiente, konnte ich im Gegensatz zu ihr theoretisch von früh bis spät im Pyjama herumlaufen, ohne dass sich jemand daran störte. Genau das aber pflegte mich selbst zu stören, weshalb ich auch in den eigenen vier Wän-

den Wert auf eine adrette Erscheinung legte. Auch jetzt musste ich mich in meiner schmalen schwarzen Stoffhose und der lässigen rosa Boyfriend-Bluse nicht vor Ute verstecken. Selbst mein leider schon regelmäßig gefärbtes dunkelblondes, halblanges Haar war frisch gewaschen und gekämmt. Einen Hauch von Eyeliner, Wimperntusche und Lippenstift hatte ich mir angesichts der unverhofften Blumenfreude auch noch gegönnt, ebenso einen Spritzer meines neuen Parfums. Maiglöckchen gelten als Aphrodisiakum. War es Zufall oder Vorbestimmung, dass ich gestern im Laden ausgerechnet zu diesem betörenden Duft gegriffen hatte? Kaum erinnerte ich mich daran, hob ich von Neuem gut gelaunt das Glas und prostete meiner Freundin zu.

»Was führt dich eigentlich zu mir?«, fragte ich betont beiläufig.

Das war das Stichwort, auf das Ute gewartet hatte. Sie legte Messer und Gabel beiseite und setzte in einem atemberaubenden Tempo zu einer wahren Tirade an, aus der ich nur einzelne Fetzen wie »Du glaubst es nicht«, »Der alte Sack wird sich noch wundern« und »Schon wieder zählt nur der Schwanz zwischen den Beinen statt der Grips im Kopf« aufschnappen musste, um zu wissen, was geschehen war: dasselbe wie immer. Ihre Chefs hatten sie wieder einmal zugunsten eines männlichen Kollegen übergeben.

Das machte es nicht besser, im Gegenteil! Es war zutiefst erschütternd, wie sehr das berufliche Dasein meiner toughen Freundin Ute selbst im einundzwanzigsten Jahrhundert, in dem Emanzipation und Gleichberechtigung längst fester Bestandteil unserer fortschrittlichen Gesellschaft sein sollten, noch von der Genderthematik geprägt wurde. Und zwar natürlich nur zu ihrem Nachteil. Sie war ja eine Frau.

Trotz glänzender Leistungen und bester Erfolge hatte sie auch jetzt wieder im entscheidenden Moment einem Herrn im dunk-

len Anzug auf der Karriereleiter Platz machen müssen. Im Gegensatz zu früher handelte es sich dieses Mal allerdings erschreckenderweise nicht um einen in etwa gleich alten und ähnlich lange wie sie in der ehrenwerten Kanzlei *Lutter, Helmbrecht & Partner* tätigen Kollegen, sondern um ein ihrer Schilderung nach fachlich absolut unfähiges Greenhorn, das kaum länger als fünf Jahre das Examen in der Tasche hatte und erst vor knapp einem Jahr in die Kanzlei am Isartor eingestiegen war.

Damit erhielt die Demütigung eine neue Dimension. Es lag auf der Hand, dass Utes Fall stellvertretend für alle Frauen unseres Alters stand: Mit knapp fünfzig wurde unsereins zum alten Eisen sortiert, noch ehe man uns überhaupt je die Chance eingeräumt hatte, uns als junges, funkelndes Edelmetall von unseren besten Seiten zu zeigen und unsere außerordentlichen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen.

»Sie werden das verstehen, Frau Westermeier«, schloss Ute ihren Entrüstungsmarathon erschöpft ab und äffte täuschend echt die nieselnde Stimme des älteren der beiden Kanzleipartner von *Lutter, Helmbrecht & Partner* nach. »Der junge Kollege hat Familie, seine Frau erwartet demnächst das dritte Kind. Sie als alleinstehende Dame in den besten Jahren sind da weitaus unabhängiger und nicht auf jeden einzelnen Euro angewiesen.«

Ute hielt inne, kippte den Rest ihres Lillet vive in einem Zug hinunter und stellte das Glas so laut auf den Tisch, dass ich Angst um mein Erbstück von Tante Gisela bekam.

»Natürlich versteht Frau Westermeier das alles«, setzte sie ihren Dialog in Personalunion von Chef und sich selbst empört fort. »Frau Westermeier versteht seit fünfzehn Jahren bestens, warum die Männer immer eine Stufe weiter nach oben klettern, während sie selbst wie träger Bodensatz am Fuß der Karriereleiter kleben bleibt. Dass mir dabei meine materielle Unabhängigkeit als Nachteil ausgelegt wird, ist der Gipfel. Alleinstehend und

kinderlos bin ich ähnlich freiwillig, wie ich aus absolut freien Stücken karrierelos bin, nämlich gar nicht! Bei den Männern spielt das nie eine Rolle. Mir aber wird das bei jeder Gelegenheit aufs Brot geschmiert.« Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Das Beben ihrer Schultern wie auch das gedämpfte Schluchzen waren eindeutige Signale, dass sie nach Freundinnentrost verlangte. Hastig erhob ich mich, stellte mich neben sie und tätschelte ihr den Rücken.

»Lutter, Helmbrecht & Partner können dich dreimal kreuzweise, Liebes«, versicherte ich ihr. »Du bist eine fachlich versierte Juristin auf dem Gipfel deines Erfolgs. Schmeiß ihnen den Kram vor die Füße und such dir was Neues. Auf deren Almosen bist du nicht angewiesen. Die aber werden sich schön umgucken, wenn du die Fliege machst.«

»Das sagt sich so leicht«, schluchzte Ute und vergrub den Kopf Trost suchend an meinen weichen Hüften.

»Komm schon, eine Erfolgsfrau wie du pfeift auf die alten Sturköpfe vom Isartor«, fuhr ich aufmunternd fort. »Mit deiner Qualifikation stehen dir die Türen überall offen.«

So zuversichtlich ich das hinausposaunte, musste ich im Stillen doch unweigerlich »im Gegensatz zu mir« ergänzen. Wie schon so oft erkannte ich bei meinen Aufmunterungsfloskeln für Ute, wie erbärmlich sich im Vergleich zu ihr meine eigenen beruflichen Zukunftsaussichten ausnahmen. Nach mehr als zwanzig Jahren freiberuflicher Tätigkeit, in der ich Detlefs Karriere und der Kinder wegen öfter, als gut war, zurückgesteckt hatte, sobald sich am Horizont tatsächlich einmal eine interessante Herausforderung für mich abgezeichnet hatte, wusste ich inzwischen nur zu gut, wie es mit mir weitergehen würde: so gut wie gar nicht. Selbst wenn ich ab sofort völlig flexibel war und Vollzeit arbeiten konnte, ließen sich die infrage kommenden Angebote, auf die

ich noch hoffen durfte, an einer winzigen Kinderhand abzählen. »Sie sind zu lange draußen«, würde man mir vorwerfen und der Tatsache, dass ich trotz Kinder und Karrieremann jahrelang Nachtschichten geschoben hatte, um »am Ball zu bleiben«, nicht die geringste Beachtung schenken.

Mein Schicksal aber stand gerade nicht zur Debatte. Es ging um Ute, die über Jahre nichts anderes getan hatte als alle anderen auch, jedenfalls alle anderen männlichen Kollegen: Sie hatte sofort die Flucht ergriffen, sobald eine Beziehung ernst zu werden drohte, und auf Pille wie auch auf Spirale und zusätzlich noch auf Kondom gesetzt, um jeder noch so geringen Gefahr von ungewollter Schwangerschaft in weitem Bogen aus dem Weg zu gehen. Beides, feste Beziehung wie auch Kind, hätte schließlich ihrer Karriere und ihrer Unabhängigkeit im Weg gestanden.

Trotzdem schaute sie jetzt wieder einmal in die Röhre, wenn es um die offizielle Aufnahme in den edlen Kreis der Partner und Teilhaber bei *Lutter, Helmbrecht & Partner* ging. Dabei stand das allein als krönendes Tüpfelchen auf dem i noch aus.

Mit dem rasant im nächsten Jahr auf uns zurasenden fünfzigsten Geburtstag sah die Sache allerdings plötzlich entscheidend anders aus. Uns Frauen lief endgültig die Zeit davon! Während Männer wie mein Ex Detlef angesichts des halben Jahrhunderts auf dem krumm gewordenen Buckel karrieremäßig die Früchte ihres jahrzehntelangen Schuftens einsammelten und sich obendrein gesellschaftlich sanktioniert eine jüngere Frau an die Seite holten, um sich eine Frischzellenkur für Körper und Geist zu genehmigen, blieb uns Vertreterinnen der deutlich sichtbar werdenden Hormonumstellung ab der Lebensmitte nichts anderes, als sowohl beruflich wie auch privat das Abstellgleis anzusteuern. Ab sofort empfand man uns in allen Lebensbereichen als zu alt und zu unattraktiv, um uns weiter in der vorderen Reihe zu platzieren.

Eins musste man zur Ehrenrettung des männlichen Geschlechts allerdings einräumen: In vorausseilendem Gehorsam griffen wir leider selbst viel zu früh verschämt zu grauen Hüft-hosen und bügelleichten beigen Jerseyblusen, um die Problem-zonen zu kaschieren und uns obendrein mit praktischer Kurz-haarfrisur ins Schicksal des ab sofort sex- und interesselosen Neutrums zu fügen. Zu allem Überfluss begnügten wir uns »zum Wiedereinstieg nach der Familienphase« gleich freiwillig mit unterbezahlten Teilzeitjobs oder erst gar nicht bezahlten Ehren-ämtern.

Von wegen »Fünfzig ist das neue vierzig!« All diese Studien, die uns weismachen wollten, frau sei immer nur so alt, wie sie sich fühlt, übersahen letztlich immer die klitzekleine Kleinigkeit, dass es uns überhaupt nichts nützte, wenn wir uns im Spiegel weiterhin selbst zum Anbeißen fänden. Die auf dem Kopf fortan immer spärlicher, dafür in Ohren und Nasenlöchern umso reich-licher behaarten Herren der Schöpfung wandten trotzdem pein-lich berührt den altersweitsichtig gewordenen Blick von uns ab und den knackigeren Dreißigjährigen zu. Da brachte es auch nichts, uns nach dem Vorbild der sechzigjährigen Madonna in ein hautenges Ledermini zu zwängen und auf Highheels übers Trottoir zu staksen. Am Ende zerwühlten wir doch wieder nur mutterseelenallein die Laken in unserem bandscheibenfreund-lichen Boxspringbett. Weder wollte jemand unsere Cellulite von Nahem in Augenschein nehmen noch von unseren Wechseljah-resbeschwerden hören, geschweige denn die Bindegewebsschwä-che am Bauch aus eigener Anschauung begreifen. Selbst nur we-nige Jahre ältere Männer als wir taten so, als gehörten wir fünf-zigjährigen Frauen in den Austrag, und suchten sich eine mindestens zehn Jahre jüngere Partnerin. Die hatte den unbe-streitbaren Vorteil, nicht nur jetzt schon ranker und schlanker als wir, sondern später im Ernstfall auch noch fit genug zu sein,

um ihnen den Rollator zu schieben, die Windeln zu wechseln und den Haferbrei in den sabbernden Mund zu füttern.

Frustriert schweifte mein Blick durchs Wohnzimmer, dessen beeindruckendes Bücherregal ich einst mit meinem sauer zwischen Kinder-zur-Kita-Bringen, Vom-Ballett-Abholen, Ins-Hockeytraining-ans-andere-Ende-der-Stadt-Chauffieren und Nachts-über-die-schmerzhaft-Ohrenentzündung-Hinwegtrösten verdienten Geld bezahlt hatte. Nach wie vor lümmelten sich zwischen meiner antiquarischen Thomas-Mann-Gesamtausgabe, den Romanen von Siri Hustvedt, Gina Kaus und Vicki Baum sowie den edlen Ausstellungskatalogen aus Moma und Tate Gallery immer noch Detlefs billige Krimipaperbacks.

Beim Anblick der quietschbunten Buchrücken wanderte mein Blick wieder zurück zum Tisch. Selbst im schwächer werdenden Tageslicht, das angesichts des überwiegend grauen Sommerregentags ohnehin nicht sehr leuchtstark gewesen war, strahlten die Rosen und Margeriten nach wie vor fröhliche Zuversicht aus und weckten die Hoffnung auf ein neues Glück. An ihnen sollte ich mich erfreuen, statt mich über die Unabänderlichkeiten des Lebens zu grämen. Die in den Blumen steckende Aussicht, dass ich irgendetwas wichtig war, sorgte für reizende Lachfalten und glatte Gesichtshaut, während das Ärgern über die Genderungerechtigkeiten nur hässliche Furchen um den Mund und zwischen den Augenbrauen verursachte. Davon sollte ich auch Ute profitieren lassen. Die hatte in der Kanzlei gerade wieder am eigenen Leib erfahren, wie das Leben mit uns Frauen spielte. Umso wichtiger, ihr jetzt meine aus der Mottenkiste ausgekramte »Einfach so tun als ob«-Philosophie in der Praxis zu demonstrieren.

»Weißt du was?«, schlug ich ihr vor. »Wir machen uns jetzt einen extra schönen Abend. Wollen wir ausgehen?«

»Bist du wahnsinnig?« Mein Vorschlag scheiterte sofort am unpassenden Outfit meiner Freundin, wie ihr entsetzter Blick auf

ihre spießige Kostümluse verriet. Anstandshalber wies sie noch mit der Hand zum Fenster, gegen das inzwischen die Regentropfen im Takt der Zaz-Lieder aus den Lautsprechern klatschten. »Bei dem Wetter kriegt mich keiner mehr vor die Tür.«

»Magst du nachher vielleicht in Monas Zimmer ...?«, brachte ich zaghaft ins Gespräch.

»Quatsch! Nachher rufe ich mir ein Taxi. Bis dahin machen wir es uns auf deinem Sofa bequem. Ich muss dir noch was Witziges zeigen.«